

# Kommentare

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **70 (1990)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **17.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Lohnt die Spekulation mit Gemälden?

«Das ist kaum zu glauben», bemerkte ein Zuschauer, als bei Sotheby's in New York die Gebote für van Goghs *Iris* immer weiter in die Höhe kletterten. Schon seine *Tournesols* hatten im März 1987 sage und schreibe 39,9 Mio \$ erbracht. Nun, nur wenige Monate später, wurden für seine *Iris* 53,9 Mio \$ bezahlt. Damit ist van Gogh gleich zweimal unter den derzeit zehn höchstbezahlten Gemälden vertreten (vgl. Tabelle).

### Die zehn höchstbezahlten Gemälde (Stand Ende November 1989)

Name des Gemäldes	Maler	Preis (in Mio \$)
1. Iris	Vincent van Gogh	53,9
2. Noces de Pierrette	Pablo Picasso	49,4
3. Yo, Picasso	Pablo Picasso	47,9
4. Au lapin agile	Pablo Picasso	40,7
5. Tournesols	Vincent van Gogh	39,9
6. Acrobat et jeune arlequin	Pablo Picasso	38,5
7. Cosimo I	Pontormo (Jacopo da Carucci)	35,2
8. Le miroir	Pablo Picasso	26,4
9. Maternité	Pablo Picasso	24,8
10. Dans la prairie	Claude Monet	24,3

Von Picasso finden sich unter den zehn teuersten Gemälden sogar sechs Werke — Ironie des Schicksals, wenn man die Lebensläufe beider Künstler betrachtet. Picasso, der sehr bald als Genie unter den modernen Künstlern galt, hat seine Gemälde zu ausserordentlich hohen Preisen absetzen können. Van Gogh hingegen konnte lediglich eine einzige Arbeit verkaufen und

hat zeit seines Lebens in kümmerlichen Verhältnissen gelebt.

Es erstaunt, dass die erste Arbeit eines «Alten Meisters» lediglich den siebten Platz einnimmt, zumal wenn man berücksichtigt, dass es sich bei Pontormo (Jacopo da Carucci) keineswegs um einen zu seiner Zeit führenden Maler handelt. Weitere «Klassiker», wie die *Anbetung der Magier* von Mantegna oder das *Ovalportrait einer jungen Frau* von Rembrandt, liegen derzeit auf den Plätzen 28 und 30.

Die heute auf Auktionen gezahlten Spitzenpreise legen den Schluss nahe, dass die Geldanlage in Kunst besonders lukrativ ist, zumindest vom finanziellen Standpunkt aus betrachtet. Vor allem in den Vereinigten Staaten gibt es inzwischen private «Art Advisors», welche helfen, Kunst zu kaufen. Die amerikanischen Banken (so z.B. die Chase Manhattan) fördern diesen Trend zur «Kunst als Kapitalanlage», indem sie «Art Investment Counselors» einstellen. Damit verstärken sie den Eindruck, dass es sich finanziell lohnt, in Kunst zu investieren.

Auch wenn in europäischen Finanzkreisen ähnliche Ansichten vertreten werden — «BNP Arts» heisst die unlängst gegründete Tochtergesellschaft der Banque Nationale de Paris, die sich mit der Geldanlage in Kunstwerke befasst —, so sind die hiesigen Kunsthändler und Anlageberater doch eher zurückhaltend. Sie warnen davor, Kunst lediglich unter dem Aspekt der Anlagediversifikation zu betrachten. Nicht wenige Sammler teilen diese Ansicht und betonen, dass Kunst in

erster Linie wegen ihres intrinsischen Wertes erworben werden sollte.

Wer hat nun recht? Erzielt die Geldanlage in Kunstwerke einen höheren Ertrag als andere Anlageformen? Und wie steht es mit dem Risiko, auch überdurchschnittliche Verluste zu erleiden?

### Erhebliche Gewinne

Zweifelloos ist es *möglich*, auf dem Gemäldemarkt eine weit überdurchschnittliche Rendite zu erzielen, vorausgesetzt, man hat erahnt, welche Bilder «gut» sind. Die *Tournesols* von van Gogh wurden 1934 für lediglich 24 000 £ erworben und 1984 für fast 40 Mio \$ verkauft, was — nach Abzug aller Transaktionskosten — eine reale (also um die Inflation bereinigte) Rendite von jährlich 11 Prozent ergibt. Dem letzten Besitzer von *Yo, Picasso* erging es noch besser: 1981 für die Summe von 5,83 Mio \$ erworben, erbrachte dieses Bild 1989 den Preis von 47,9 Mio \$. Die jährliche Realverzinsung beträgt entsprechend 19,6 Prozent, was zweifellos eine fürstliche Rendite darstellt. Es kann jedoch noch besser kommen. Der amerikanische Grundstücksmakler Gerald Guterman gab 1984 annähernd 400 000 \$ für ein Stilleben von van Duyl aus; beim Verkauf im Jahre 1988 lag der Auktionspreis bei 2 Mio \$, d.h. die Realverzinsung betrug pro Jahr 31 Prozent. Für ein weiteres Gemälde (*Guardroom interior* von Duck), das er 1986 für 21 170 \$ erworben hatte und nur zwei Jahre später für 130 000 \$ veräußern konnte, errechnet sich eine jährliche Realrendite von beträchtlichen 77,4 Prozent (nach Abzug aller Unkosten)!

### Hohe Kosten

Die Spekulation mit Kunst kann allerdings auch ganz anders ausgehen.

Zunächst ist der Kunstmarkt durch beträchtliche Transaktionskosten gekennzeichnet. In einigen Ländern müssen sowohl der Verkäufer als auch der Käufer 10 Prozent des Hammerpreises an das Auktionshaus abführen (so z.B. bei Sotheby's und Christie's in London und New York), in anderen Ländern — z.B. in Frankreich — sind diese Unkosten noch höher. Hinzu kommen die Kosten der Versicherung des Gemäldes, die derzeit zwischen einem halben und einem Prozent des Schätzpreises betragen. Wie man sieht, muss der Preis eines Bildes beträchtlich steigen, allein um diese Kosten zu decken. Schliesslich ist die Inflation zu berücksichtigen. Legt man die durchschnittliche Preissteigerungsrate der beiden letzten Jahrzehnte (1970—1988) zugrunde, dann müsste der derzeitige Besitzer von *Yo, Picasso* (1989 für 47,9 Mio \$ erworben) für dieses Bild in fünf Jahren (1994) 65 Mio \$ erzielen, nur um mit der allgemeinen Preissteigerung Schritt halten zu können. Will er darüber hinaus auch die Unkosten hereinholen (10 Prozent für den Verkäufer wie für den Käufer), dann müsste der Preis auf 81 Mio \$ klettern, d.h. das Bild müsste in 5 Jahren im Wert um mindestens 33 Mio \$ steigen, damit der jetzige Besitzer keinen Verlust erleidet.

### Beachtliche Verluste

Die Geschichte der Gemäldeverkäufe zeigt, dass selbst jene Preissteigerung, die zum Ausgleich der Inflation und der Kosten des Erwerbs und der Versicherung eines Gemäldes erforderlich ist, vielfach nicht erreicht werden konnte. Nicht selten hat sich der Kauf von Bildern auf Auktionen — zumindest in finanzieller Hinsicht — als eine Fehlinvestition erwiesen. Einer der

Vorbesitzer von *Yo, Picasso* hat diese schmerzliche Erfahrung machen müssen. Er hatte dieses Bild 1970 für 147 000 £ ersteigert und es 1981 für 5,83 Mio \$ wiederverkauft. Als jährliche nominelle Rendite errechnet sich ein Zinssatz von 8,6 Prozent. Doch betrug allein die jährliche Inflationsrate im gleichen Zeitraum 12,2 Prozent, so dass sich als reale Rendite ein Jahreszins von -3,6 Prozent ergibt. Der bereits erwähnte Spekulant Guterman hat einen noch herberen Verlust hinnehmen müssen. Das Gemälde *Nijmegen* von Salomon van Ruisdael, das er 1983 für 780 000 \$ ersteigert hatte, hat auf einer Versteigerung im Jahre 1988 einen Preis von lediglich 825 000 \$ erzielt. Die nominelle Bruttorendite von 6 Prozent stellt in Wirklichkeit, d. h. unter Berücksichtigung der Inflation und der verschiedenen Unkosten, einen Verlust dar, denn die reale Ertragsrate beläuft sich auf -6,3 Prozent pro Jahr.

### Zurückweisungen und Rückgänge

Es gibt weitere Gründe, weshalb die Möglichkeiten, auf dem Kunstmarkt Gewinne zu erzielen, tendenziell überschätzt werden. In den Medien wird im allgemeinen nur über die Rekordpreise berichtet, kaum aber darüber, dass eine beträchtliche Anzahl der eingereichten Bilder von den Auktionshäusern abgewiesen wird, weil sie keine aussergewöhnlichen Preise versprechen. Aber auch von den zur Auktion gelangenden Objekten wird während des Auktionsgeschehens ein erheblicher Teil zurückgezogen. Bei den am 17./18. Juni 1989 in Monaco durchgeführten Auktionen von Sotheby's und Christie's wurden 15 Prozent des Angebots an «Werken alter Meister» (Sotheby) zurückgenommen; bei Christie's lag der

Anteil sogar bei 37 Prozent. Solche und noch höhere Rückgangsquoten sind heute üblich. Sie deuten an, dass die potentiellen Verkäufer den geforderten Mindestpreis nicht erzielen konnten und dass sie beträchtliche Verluste hätten hinnehmen müssen, wenn sie sich «um jeden Preis» von ihren Gemälden getrennt hätten. Die auf Auktionen gehandelten Bilder, vor allem aber die Rekordpreise der tatsächlich verkauften Kunstwerke, stellen insofern eine nicht-repräsentative Stichprobe dar. Die von den Medien verbreiteten Spitzenpreise liefern ein übertriebenes Bild von den Möglichkeiten, auf dem Kunstmarkt erfolgreich zu spekulieren.

### Vergleich mit dem Finanzmarkt

Auf diese eher pessimistischen Argumente wird häufig mit dem Hinweis reagiert, der Käufer solle eben nur *gute* Gemälde erwerben. Es sei zwar möglich, auf dem Kunstmarkt Verluste zu erleiden, doch sei es bei hinreichendem Sachverstand und sicherer Intuition ebenso möglich, Kunstwerke zu ersteigern, deren Wert zweifelsfrei steigt und die einen guten Gewinn abwerfen.

Diese Argumentation erscheint überzeugend, doch geht sie von der fragwürdigen Annahme aus, man sei der einzige, der wüsste, welche Gemälde nun wirklich *gut* seien. Es gibt zweifellos noch weitere Personen, welche in der Lage sind, das Potential der Wertsteigerung von Gemälden abzuschätzen und die danach trachten, diese Gewinnmöglichkeit auszuschöpfen. Als Folge dessen kommt es zwangsläufig zu einem Preisanstieg der betreffenden Gemälde — möglicherweise bevor man selbst zum Zuge gekommen ist. Der erhoffte Gewinn als Differenz zwi-

schen Wiederverkaufs- und Ankaufspreis beruht insofern weit mehr auf einem Traum als auf einem wohldurchdachten Kalkül.

Es liegt nahe, einen Vergleich mit dem Finanzmarkt anzustellen. Zweifellos ist es möglich, bei Börsenspekulationen erhebliche Gewinne zu machen. Wer z. B. im Juni 1984 an der New Yorker Börse eine Aktie von Sony oder der Times Inc. erworben und sie fünf Jahre danach (Juni 1989) wieder verkauft hatte, hat eine Realrendite von nicht weniger als 23 Prozent bzw. 26,5 Prozent pro Jahr erzielen können. Jemand der im gleichen Zeitraum an der Londoner Börse mit Aktien von Rank oder Rothmans spekuliert hatte, konnte eine jährliche Realverzinsung von 24,9 Prozent bzw. von 21,9 Prozent erzielen (und dies bei wesentlich niedrigeren Transaktionskosten von einem Zehntel Prozent i. V. zu den besagten 20 Prozent, die beim An- und Verkauf von Gemälden anfallen).

Diese wenigen Beispiele genügen, um zu zeigen, dass auf den Finanzmärkten ähnliche Gewinne möglich sind wie auf dem Kunstmarkt. Man muss allerdings wissen, wie man sie sich aneignen kann. Es ist leicht, *im nachhinein* mögliche Gründe zu nennen, weshalb der Wert einer Aktie oder eines Bildes gestiegen ist. Um überdurchschnittliche Gewinne zu erzielen, ist es jedoch notwendig, dass man die finanziell interessanten Objekte *im voraus* benennen kann, was es dann auch erlaubt, diese zu erwerben *bevor* andere potentielle Spekulanten dies tun. Diese Überlegung zeigt, dass es illusorisch ist, an Geldanlagen zu glauben, die mit Sicherheit aussergewöhnliche Gewinne abwerfen — und zwar auf dem Kunst- wie auf dem Finanzmarkt. Bei gut funktionierenden Märkten wie

dem Finanzmarkt, aber auch dem Kunstauktionsmarkt, ist die Mehrheit der Teilnehmer (wenn nicht nahezu alle) hinreichend informiert, so dass es nur *per Zufall* möglich ist, hohe Gewinne zu machen.

### **Ergebnisse eines empirischen Vergleichs**

Dem Kunsthistoriker Gerald Reitlinger verdanken wir eine ziemlich umfangreiche Auflistung der Preise für Gemälde, die seit Mitte des 17. bis Ende der sechziger Jahre dieses Jahrhunderts mehrfach (mindestens zweimal) auf Auktionen gehandelt wurden. Er legt dabei ausschliesslich Bilder von weltweit bekannten Malern zugrunde und stützt sich auf Auktionen in London, Paris und New York. Wir haben Reitlingers Daten bis 1987 fortgeführt und ausserdem Auktionen in Deutschland, Österreich, in der Schweiz und in den Niederlanden berücksichtigt. Weil weitgehender Konsens besteht, dass kurzfristige Spekulationen in Kunstwerke finanziell unprofitabel sind, betrachten wir lediglich jene Gemälde, bei denen zwischen jedem An- und Verkauf mindestens 20 Jahre verstrichen sind. Aus den dabei entrichteten Preisen haben wir 1200 Renditen berechnet (die Auktionspreise haben wir vorher mit einem Preisindex deflationiert; ebenso haben wir den beträchtlichen Transaktionskosten Rechnung getragen, die je nach Periode, Land, Auktionshaus und Preis des Gemäldes verschieden sind).

Die durchschnittliche Realverzinsung der Geldanlage in Gemälde beträgt nach unseren Berechnungen für die gesamte Periode (1635 bis 1987) im Jahresdurchschnitt 1,5 Prozent. Im Vergleich dazu hätten langfristige Staatsanleihen (mit einer Laufzeit von

mindestens 20 Jahren) eine jährliche Realrendite von 3 Prozent erbracht oder anders formuliert: Die Realverzinsung von Gemälden betrug nur die Hälfte jener von Staatsanleihen. Schliesslich erweist sich die Geldanlage in Gemälde als sehr riskant, denn die Spanne der Realrenditen geht von +26 Prozent bis zu -19 Prozent. Insgesamt sind rund ein Drittel aller Transaktionen mit einem absoluten Verlust verbunden. Für mehr als die Hälfte (55 Prozent) aller Bilderkäufe und -verkäufe liegt die Realverzinsung unterhalb jener einer Geldanlage in Staatspapiere. Damit erweist sich die Intensität der Ertragsschwankungen, die ein Mass für das finanzielle Risiko darstellt, auf dem Gemäldemarkt als wesentlich höher als auf dem Markt für langfristige Staatsanleihen. Schliesslich sind die von uns berechneten Realzinsätze noch um einiges höher als sie es in Wirklichkeit sind. In der Tat sehen sich die Besitzer kostbarer Gemälde einer Reihe von Risiken und zusätzlichen Kosten ausgesetzt, die wir nicht berücksichtigen konnten: Zur Werterhaltung ist in gewissen Abständen eine fachkundige Reinigung vorzunehmen; mög-

licherweise muss auch eine Klimaanlage installiert werden; darüber hinaus müssen Bilder gegen mögliche Schädigung wie Zerstörung durch Feuer und Wasser und gegen Diebstahl versichert werden.

### Ein niederschmetterndes Ergebnis?

Ist dieses Ergebnis niederschmetternd? Wir finden es nicht. Es gibt auf dem Kunstmarkt ein untrügliches Mittel, um sich gegen Verluste abzusichern und mit Sicherheit einen Gewinn zu erzielen: Gemälde, aber auch andere Kunstgegenstände soll nur erwerben, wer an ihnen auch Freude hat! Der intrinsische Gewinn, den man aus dem Besitz und der Betrachtung eines Bildes zieht, kann von keinem Spekulanten in Frage gestellt werden. Gleichwohl stellt sich natürlich die Frage, ob die Erwartung eines derartigen ästhetischen Genusses jemand dazu verleiten kann, 54 Millionen \$ für die *Iris* von van Gogh auszugeben oder, in 5 Jahren, 80 Millionen \$ für *Yo, Picasso* . . .

Werner W. Pommerehne  
Bruno S. Frey

## Aitmatow, Rasputin – fragwürdige Berater

Der um gute strategische Einfälle nie verlegene Michail Gorbatschow hat – um den Einfluss der KPdSU weiter zurückzudrängen – einen Präsidialrat einberufen, dessen Mitglieder – vorwiegend Politiker – seine Reformpolitik unterstützen. Am 27. März 1990 tagte der neugegründete Rat zum erstenmal, und dabei wurde vollends

klar, welche Funktion ihm zgedacht ist: selbstverständlich keine gesetzgebende, sondern eine beratende, vor allem was Fragen der äusseren und inneren Sicherheit betrifft. Überraschend bei der Zusammensetzung des sechzehnköpfigen Beratergremiums ist, dass ihm auch zwei namhafte Schriftsteller angehören: *Valentin Rasputin*

und *Tschingis Aitmatow*. Das ist auf den ersten Blick sinnvoll, zumal in einem Land, in dem von jeher der Schriftsteller weitaus grösseres Ansehen geniesst als gemeinhin im Westen.

Nennen wir es bescheiden *brainstorming*, was von den Mitgliedern des Präsidialrates erwartet wird — inwieweit können die beiden Schriftsteller dazu beitragen? Um das einigermaßen abzuschätzen, muss man auf deren Werk eingehen und die Rezeption einbeziehen, die es im In- und Ausland gefunden hat. Beide Kriterien waren zweifellos bei ihrer Wahl ausschlaggebend — weniger wohl ihre Fähigkeit zu politischen Analysen.

Dass die von ihm nicht zu erwarten sind, hat Rasputin bereits angedeutet, als er erklärte: «*Nie werde ich die politische Sprache lernen!*»<sup>1</sup> Indes scheint seine Berührungsangst nicht so weit zu gehen, dass er sich nicht einige Wirkung von seiner Mitarbeit versprache. Und Aitmatow? Er hat von Jahr zu Jahr entschiedener Gorbatschows Reformpolitik unterstützt, ist Abgeordneter des Obersten Sowjets, Vorsitzender des Kirgisischen Schriftstellerverbandes und Präsidiumsmitglied des Sowjetischen Schriftstellerverbandes, allesamt Funktionen, die ohne politisches Finassieren nicht auskommen. Welche Techniken setzt er ein, um sein Publikum zu überzeugen? Sie lassen sich unschwer aus seinem Werk herauslesen, aus dem belletristischen wie aus dem publizistischen. Bleiben wir zunächst bei den Romanen und Erzählungen. Da gibt es — im Frühwerk überzeugender als in den späten Romanen — Passagen von grosser poetischer Kraft. Aitmatows bevorzugte Schauplätze sind entlegene Dörfer, unwegsame Landschaften, die von der Zivilisation weitgehend unberührt geblieben

sind. Und seine Figuren — jedenfalls die positiven Helden — leben noch in einer intakten Symbiose mit der Umwelt. Aber regelmässig brechen irgendwelche Störenfriede ein, die diese heile Welt bedrohen. Nach diesem Schema sind vor allem die Romane aus den beiden letzten Jahrzehnten angelegt. Die Guten sind die Traditionalisten, die Bösen die entwurzelten Apologeten der Technik.

### «Karawane des Gewissens»

Nehmen wir zum Beispiel den letzten, höchst problematischen Roman «*Die Richtstatt*»<sup>2</sup>. Hier gelingen Aitmatow grossartige Szenen, so die Verfolgungsjagd auf eine Wolfsherde, die von Lastwagen und Hubschraubern ausinszeniert wird. Warum müssen die Vollstrecker dieser Jagd allesamt bis auf einen brutale und haltlose Alkoholiker sein? Wäre es nicht wirkungsvoller, den homo faber in seiner typischen Banalität zu zeigen, ohne Wodkaflasche und ohne allzu simple Psychologisierung? Und warum muss der einzige gute in diesem Trupp auch noch christliche Wahrheiten verkünden? Der Autor hat in seinen Roman alles hineingestopft, was an brisanten Themen auf der Strasse liegt: Alkoholismus, Rauschgiftkriminalität, Umweltzerstörung, ökonomische Ausbeutung um jeden Preis und als Kontrastprogramm christliches Gottsuchertum. Den Leser als Adressaten seines «*planetarischen Denkens*»<sup>3</sup> fest im Auge, überschüttet er ihn mit allem und jedem aktuellen Konfliktstoff. Er will, so hat er es in einem Interview bekundet, «*mit dem Wort an die Herzen der Menschen rühren*».

Das ist ehrenwert und hat zumal in Russland Tradition. Der Schriftsteller

zeigt seinem Publikum den rechten Weg. Man muss auch gar nicht gegen die — wie *Walter Benjamin* es bei einem Moskauer Aufenthalt einmal so hübsch formuliert hat — «*politische Entjungferung der Kunst*» opponieren. Aber sollte man die Defloration nicht etwas weniger pompös betreiben? Aitmatow setzt auf Vereinfachung.

Beispiel — ein Kapitelanfang aus der «Richtstatt»: «*Die Menschen suchen das Schicksal, das Schicksal aber sucht die Menschen. In diesem Kreis dreht sich das Leben. Und wenn es stimmt, dass das Schicksal stets ins Schwarze zielt, dann war es auch diesmal so. Alles geschah seltsam einfach und unabwendbar wie ein Verhängnis*»<sup>4</sup> Da nicken alle einvernehmlich. Jedoch, auf welches «Schicksal» sollen diese Sätze vorbereiten? In der darauffolgenden Szene wird erzählt, wie ein Mann, durch Geld und Wodka bestochen, aus einer Gebirgshöhle junge Wölfe raubt, «seltsam einfach»! Aitmatow ist ein Schriftsteller von unbestreitbarer Professionalität. Er weiss, dass ein Autor die Botschaft, die er durch sein Werk verbreiten will, mit den «ewigen» Wahrheiten garnieren muss, damit sie sich einprägt. Und da es ihm unzweifelhaft ernst ist mit dieser Botschaft, hält es schwer, ihm ins Wort zu fallen. Man muss sich aber seine Verlautbarungen genau ansehen. Nehmen wir zur Ergänzung eine aus seinem publizistischen Werk: «*Die Zeit ist gekommen, Literatur nicht vom Standpunkt traditioneller ästhetischer «Ideale aus zu beurteilen, sondern vor allem von der Höhe der aktuellen und brennenden Anforderungen des Tages her.*»<sup>5</sup>

Da stockt man schon. Gibt es denn nur «traditionelle» ästhetische «Ideale»? Könnten es nicht — nach der Agonie des Sozialistischen Realismus — auch innovative sein? Und warum überhaupt

«Ideale»? Hier wird wieder einmal das «Was» mit dem «Wie» ineinander gemischt, wird Literatur als *Kunstform* nicht ernstgenommen. Es steht ausser Zweifel, dass der Schriftsteller sich von den «*brennenden Anforderungen des Tages*» nicht dispensieren darf. Beileibe nicht. Meinetwegen darf es — in publizistischen Texten — auch so vollmundig hergehen, wie Aitmatow das liebt. Er wird schon wissen, was bei der breiten Masse ankommt. Aber muss nicht jeder Autor, wenn er Aufklärung betreiben will — ob als Publizist oder in seinem belletristischen Werk —, zuallererst sich selber klare Begrifflichkeit verordnen? Eben das aber tut Aitmatow nicht, vielmehr schiebt er gern nach einem volkstümlichen Irrationalismus. Eine letzte Probe!

Ein vergleichsweise knapper Aufsatz ausgerechnet über Shakespeare ist betitelt: «*Karawane des Gewissens*». Nicht nur, dass das Bild ziemlich schief ist, denn das Gewissen als moralische Instanz lässt sich nicht aufteilen in lauter hintereinander hertrottende Partikel: die Anspielung auf eine in zivilisierten Breiten nicht mehr gängige (und in England *nie* benutzte) Form des Transportwesens soll beiläufig suggerieren, dass das Gewissen, wenn überhaupt, eher da eine Heimstatt hat, wo Kamele den Wüstensand plattreten, wo der Mensch im Einklang mit der Natur lebt.

Ich möchte aber nicht falsch verstanden werden. Ehrliches, uneigennütziges Engagement im kulturpolitischen und ökologischen Bereich darf man Aitmatow nicht absprechen. Und auch nicht auf dem politischen Sektor. Er, dessen eigene Familie dem stalinistischen Terror zum Opfer fiel, hat schon zu einer Zeit, als dies noch keineswegs opportun war, diese Thematik in seinem Werk aufgegriffen<sup>6</sup>.



Er hat auch Mut bewiesen bei der Anprangerung der ökologischen Verwüstungen, da hat er laut gesprochen, furchtlos und unmissverständlich! Dabei redet er nicht einem verquastem «Zurück zur Natur» das Wort, sondern plädiert für eine *«zweite industrielle Revolution»*, die ökonomische und ökologische Zwänge koordiniert. Doch die Frage bleibt: Mit welchen Argumenten will er innerhalb des Präsidialrates den Technokraten in den Arm fallen? Mit dem Vokabular, das er in seinen Interviews bevorzugt — wo er das «Volk» als *«Schöpfer der Geschichte»* apostrophiert<sup>7</sup>, wo er Dichter als *«Brücken»* tituliert, *«die sich über unseren Lebensweg hinstrecken»*<sup>8</sup>, wo er unentwegt Bekenntnisse zum «Humanismus» ablegt — wird er ausgepichteten Pragmatikern nicht beikommen können. Kurzum: kann er mit der nötigen Portion von konkreten Vorschlägen intervenieren — z.B. gegen ungebremstes Wachstum, für den Erhalt natürlicher Ressourcen? 1987 hat er in einem Interview bekannt, er beneide den *«talentierten Schriftsteller»* Valentin Rasputin, denn er *«beschützt den Baikalsee, und das ist besonders ehrenwert, denn die Nachkommen werden ihm immer dankbar sein»*<sup>9</sup>.

### Abschied von Matjora

Nun hat Rasputin das unbestreitbare Verdienst, dass er sich seit dem Ende der siebziger Jahre zusammen mit seinem ebenfalls aus Sibirien stammenden Schriftstellerkollegen Viktor Astafjew erfolgreich als Umweltschützer hervorgetan hat. Mit seiner und der Unterstützung vieler anderer gelang es, ein Mammutprojekt, die geplante Umleitung sibirischer und nordrussischer Flüsse, zu Fall zu bringen. Womit bewiesen ist,

dass ein Autor, wenn er sich in die Tagespolitik einmischt, mit seinem Renommee durchaus konkreten Einfluss nehmen kann. Bereits auf dem 6. Schriftstellerkongress der «Russischen Föderation» im Dezember 1986 hatte Rasputin sein — damals von vielen Kollegen beargwöhntes — Engagement mit den Worten verteidigt: *«Jetzt ist die Zeit der Publizistik gekommen. (. . .) Jeder Schriftsteller, der sich selber achtet, kann nicht anders, als sich der Publizistik zuzuwenden.»*<sup>10</sup>

Wäre er doch nur bei der Schriftstellerei geblieben! Vielleicht hätte er sich dann nicht in seine Russophilie und Schlimmeres verrannt. Doch, wer weiss: Die Idealisierung des «Volkes» betreibt er auch in seinen Erzählungen aus den sechziger und siebziger Jahren, woraus ich nur einen Stosseufzer zitieren will, aus einer kurzen Skizze über die sibirische Landschaft mit dem Titel *«Was soll ich der Krähe ausrichten?»* Zur Klärung dieser gewichtigen Frage setzt sich der Ich-Erzähler auf einen *«Klotz»* vor seinem *«Häuschen»* und hört die *«wortlosen Stimmen»* seiner *«gestorbenen Freunde, die sich verzweifelt mühen, mir etwas zu sagen»*. Und dann heisst es, nun doch nicht so wortlos: *«Lieber Gott, glaube an uns: Wir sind einsam!»*<sup>11</sup>

Von den Romanen greife ich nur den 1976 unter dem Titel *«Abschied von Matjora»* erschienenen heraus; er vor allem hat Rasputins Namen weithin berühmt gemacht und wurde zudem von Elem Klimov verfilmt —, zweifellos mit noch mehr Kitsch angereichert als die Vorlage. — Zur Erinnerung: Das Dorf Matjora, auf einer Insel des sibirischen Angara-Flusses gelegen, soll überflutet werden, weil an dessen Ufer ein Kraftwerk gebaut wird. Die Bewohner werden umgesiedelt, was die Jüngeren begrüssen; für die Älteren jedoch,

zumal für die drei weiblichen Protagonisten, ist das gleichbedeutend mit dem «Ende der Welt». Das könnte man sich — aus der Perspektive der Figuren — noch gefallen lassen; schliesslich ist es eine gut gewählte Modell-Situation für Rasputins zentrales Thema: die Kollision zwischen Fortschrittsgläubigen und Traditionalisten. Die Peinlichkeit indes besteht darin, dass der Autor sich mit den drei alten Frauen identifiziert und unkritisch in altbackene Naturmythen hineinschlittert. Wenn gar am Ende des Romans geschildert wird, wie eine der alten Frauen ihr Haus vor der Überflutung reinigt und schmückt —, eine Aktion, die ihr angeblich ihre verstorbenen Eltern bei ihrem letzten Friedhofsbesuch eingeflüstert haben, dann wird man, gelinde gesagt, nervös, und zwar über diesen unaufrichtigen Animismus. Wie nämlich deutet die alte Frau die Einflüsterungen ihrer toten Eltern? *«Einen Verstorbenen legt man nicht ins Grab, bevor man ihm (nicht) die besten Kleider angezogen hat, so will es der Brauch und die Sitte. Wie aber könnte sie das Haus, (. . .) in dem sie selber ihr ganzes Leben verbracht hatte, dem Tod überlassen, ohne ihm den gleichen Schmuck, die gleiche Sorgfalt zu gewähren.»*<sup>12</sup>

Und so schabt und kratzt und putzt die alte Frau mit letzter Kraft an ihrem Haus herum, von dem bald nicht einmal mehr der Dachfirst zu sehen sein wird, um ihm: *«die letzte Ehre»* zu erweisen. Dazwischen raunt von irgendwoher — natürlich unsichtbar — der *«Herr der Insel»*; ein Vogel, mutmasslich *«ein von fern ausgeschickter Bote»*, weist den rechten Weg durch den Wald, überhaupt gibt die Natur immer wieder die nötigen Fingerzeige, und selbstverständlich ist alles symbolisch zu verstehen; denn der Name des Dorfes,

Matjora, ist abgeleitet von dem russischen Wort «matj», die Mutter!

### Keine Abwendung vom Pamjat

Mit einem Wort, es geht um die geschändete Mutter Erde, und einer ihrer Anwälte heisst Valentin Rasputin. Wenn er seine Reputation nun einsetzte, um ökologische Verwüstungen zu verhindern, die Erde vor Raubbau zu schützen, so könnte sich mit seinen nicht durchwegs schlecht geschriebenen Druckerzeugnissen vergnügen wer will. Aber nein, es geht ihm zuallererst um die *russische* Erde, speziell um deren Erdenbürger; sie gilt es vor den Technokraten aller Couleur zu schützen, aufzuklären und auf den rechten Weg zu bringen. Den rechten, das ist als politische Markierung zu verstehen. Denn seit geraumer Zeit solidarisiert sich Rasputin immer unbekümmerter mit den Zielen der Pamjat-Bewegung, die sich zu Anfang der achtziger Jahre formierte und mittlerweile gewaltigen Zulauf erhalten hat.

Die Pamjat-Bewegung, die sich neuerdings «National-Patriotische Front» nennt, als chauvinistisch, reaktionär, antisemitisch, ja faschistoid zu bezeichnen, ist keine Übertreibung, wie zahlreiche Informationen aus der Tagespresse bestätigen. Nun hat Rasputin seine Mitgliedschaft in dieser Gruppierung wiederholt abgestritten, doch dass er mit deren Zielen sympathisiert, unterliegt keinem Zweifel. Er hat sich deren Gedankengut peu-à-peu zu eigen gemacht und das auch nach aussen bekräftigt. So gehört er zu den Unterzeichnern des Briefes, der im Januar 1989 an die progressive Zeitschrift *«Ogonjok»* gerichtet wurde. In diesem Brief wird die Zeitschrift der *«Verzer-*

«*Verflachung der kulturellen Werte*». Die Vorgeschichte: Im Juni 1988 hatte der Schriftsteller *Jurij Bondarjow* in der «*Literaturnaja Gazeta*» einen ganzseitigen Brief publiziert, in dem er sich gegen die «Linke» — in seiner Version: die «*totalitären Liberalen*» — mit den Worten verwahrte: «*Noch niemals wurde unsere Vergangenheit (. . .) so dick mit Teer beschmiert. Noch niemals wurden grosse Traditionen so selbstvergessen zerstört.*» Er warf der «Linken» rücksichtslose Okkupation der Medien und der kulturellen Einrichtungen vor und verstieg sich zu dem Vorwurf, sie handle nach der Devise: «*Lasst alles Unkraut gedeihen!*» Gegen diese Anwürfe hatte sich der Chefredakteur von «*Ogonjok*» zur Wehr gesetzt, woraufhin sich dann Rasputin und einige Gesinnungsgenossen zu dem erwähnten Protestbrief bemüssigt sahen. Allerdings gibt es in diesem Brief, der — pauschal gesprochen — gegen die «Nestbeschmutzer» im linken Lager polemisierte, noch keine dezidiert antisemitischen Bekundungen. Inzwischen jedoch hat Rasputin seine Zurückhaltung auch in diesem Punkt revidiert. Er unterschreibt Manifeste, die sich «*gegen jüdische Vorherrschaft in Wissenschaft und Kultur*» wenden und ist Mitunterzeichner eines Briefes, in dem sich über siebzig namhafte Künstler gegen eine allzu grosse Konzilianz gegenüber der jüdischen Intelligenz auflehnen. Untermauert wird dieser Protest durch absurde Schuldzuweisungen an «die Juden», die allein die Schuld an der desolaten Situation der Sowjetunion trügen<sup>13</sup>.

Schliesslich muss man Rasputin vorbehalten, dass er sich von einer Aktion im berühmten Schriftstellerhaus in Mos-

kau im Januar dieses Jahres nicht distanziert hat, eine Aktion, die von zahlreichen (die Angaben schwanken zwischen 50 und 100 Teilnehmern) schwarzgekleideten Randalierern inszeniert worden war. Sie störten die Veranstaltung von Gorbatschow-Sympathisanten<sup>14</sup> durch rüde Zwischenrufe und wurden sogar handgreiflich. Der Tenor ihrer Parolen: «*Juden, verschwindet! Judenfreimaurer! Von jetzt an wird euch keine Miliz mehr schützen! (. . .) Nächstesmal kommen wir mit Maschinenpistolen!*» Aufschlussreich ist nun, dass die zweifellos zur Pamjat-Bewegung gehörenden Randalierer den anwesenden Autoren entgegenschleuderten: «*Ihr seid keine Schriftsteller (. . .) Schriftsteller sind Rasputin, Astafjew und Below.*» In keiner einzigen mir verfügbaren Pressenotiz ist vermerkt, dass Rasputin sich gegen diese Vereinnahmung verwahrt hat.

Dass ihm die Rolle eines Gewährsmannes der militanten Reaktion zu konvenieren scheint, wird auch ersichtlich aus der Tatsache, dass er mit zwei dezidierten Antisemiten regelmässig Kontakt pflegt: mit dem Herausgeber der Zeitschrift «*Nasch Sovremennik*» *Stanislaw Kunjajew* und dem Mathematiker *Igor Schafarewitsch*, der kürzlich mit seinem Essay «*Russophobie*» grosses Aufsehen erregt hat. Hier führt Schafarewitsch u. a. aus, dass es vor allem die Juden gewesen seien, die die Selbstachtung des russischen Volkes unterminiert hätten. Ihnen sei es zuzuschreiben, dass das russische Volk dermassen verklagt sei, dass es nunmehr Gewalt und Intoleranz anbete. Wenn nun Rasputin erwiesenermassen mit solchen und ähnlichen Hetzkampagnen sympathisiert, so ist zu fragen, was sich Gorbatschow von dessen Mitarbeit im Präsidialrat verspricht, hat er selber

sich doch zu keinem Zeitpunkt anti-semitische Äusserungen zuschulden kommen lassen. Glaubt er, Rasputin werde sich hier nur für die Erhaltung von Kulturdenkmälern und für den Umweltschutz stark machen —, Ziele, die dieser unermüdlich und mit Nachdruck vertritt? Auf jeden Fall war es eine brisante Wahl, die er da getroffen hat, und es ist keineswegs sicher, dass seine Kalkulation, mit Rasputin könne er den russischen Chauvinismus in seine Politik einbinden und dadurch möglicherweise entschärfen, nicht zum Bumerang wird.

Von Aitmatow hingegen sind antidemokratische Bekenntnisse und Aktivitäten keinesfalls zu befürchten. In einem Punkt freilich werden beide Schriftsteller Michail Gorbatschow gut zupass kommen: sie sind, wie es sich für ordentliche Politiker gehört, absolut humorlos.

*Elsbeth Wolffheim*

<sup>1</sup> Zitiert in: Christian Schmidt-Häuer: «Gorbatschows neue Garde», «Die Zeit» Nr. 18, 27. April 1990. — <sup>2</sup> So der Titel der DDR-Ausgabe, während die im gleichen Jahr in Zürich erschienene Übersetzung den Titel trägt: «Der Richtplatz» (übersetzt von Friedrich Hitzer). Präziser wäre: «Der

Richtblock». — <sup>3</sup> Cf. Michael Santak: «Planetarische Perestroika!»: «Frankfurter Rundschau», 13. Mai 1989. — <sup>4</sup> Tschingis Aitmatow: «Die Richtstatt», aus dem Russischen von Charlotte Kossuth, Berlin (Ost) 1987, S. 244. — <sup>5</sup> Cf. Reinhard Lauer: «Karawane des Gewissens», «Frankfurter Allgemeine Zeitung», 1. April, 1989. — <sup>6</sup> So u. a. in dem Roman «Ein Tag länger als ein Leben», der in der Sowjetunion bereits 1980 herauskam (Nowyj mir, 11). — <sup>7</sup> Tschingis Aitmatow: «Stat'i, vystuplenija, interview», Moskwa 1988, S. 163. — Dem Verleger der deutschsprachigen Ausgabe gefiel dieser Titel offenbar so gut, dass er ihn als Gesamttitel wählte: «Karawane des Gewissens. Autobiographie, Literatur und Politik». Aus dem Russischen von Friedrich Hitzer und Charlotte Kossuth, Zürich 1988. — <sup>8</sup> Ebd. S. 275. — <sup>9</sup> Ebd. S. 374 (Diese Aussage stammt aus dem Jahre 1987). — <sup>10</sup> Cf. das Gespräch zwischen Rasputin und Heimo Schwilk im «Rheinischen Merkur», 27. März 1987. — <sup>11</sup> Valentin Rasputin: «Natascha» — Erzählungen. Aus dem Russischen von Erich Ahrndt, Frankfurt am Main 1987, S. 83. — <sup>12</sup> Valentin Rasputin: «Abschied von Matjora», aus dem Russischen von Alexander Kaempfe, München 1977, S. 268. — <sup>13</sup> David Remnick: «For Some, Glasnost Brings Intellectual Anti-Semitism»: «Herald Tribune», 13. April 1990. — <sup>14</sup> Cf. Friedrich Hitzer: «Walpurgisnacht im Eichensaal», «Süddeutsche Zeitung», 4. Mai 1990.

## Leben in der Veränderung

*Die nachfolgenden Ausführungen sind dem Brief eines slowakischen Psychologen entnommen, der unter dem im November/Dezember 1989 gestürzten Regime seinen Beruf nicht ausüben konnte, und der während fast seines ganzen Erwachsenenlebens gegen vielfältige Diskriminierungen, von denen auch seine Kinder betroffen waren, zu kämpfen hatte. Seit Januar 1990 ist er wieder als Psychologe tätig.*

Die Veränderungen um uns herum erfolgen in schwindelerregendem Tempo, und unsere Flexibilität bzw.

Festigkeit werden nun auf eine Probe gestellt, auf welche wir schon fast nicht mehr gehofft hatten. Es geht alles so

schnell, dass uns nicht die Zeit bleibt, die Veränderungen innerlich zu verarbeiten und zu verdauen. Unsere Lage gleicht derjenigen eines Menschen, der sich in einer Naturkatastrophe während Stunden richtig und vorbildlich verhalten hat, und, wenn alles vorbei ist, psychisch zusammenbricht. Bei einigen beginnt jetzt dieser verschobene Schock einzutreten. Der Schock der Freiheit. Wenn man sich plötzlich so zu verhalten hat wie ein unbehinderter, uneingeschränkter, wie ein «authentischer» Mensch, ist es kein Wunder, dass bei vielen Unsicherheit und selbst Existenzangst entsteht.

Wir können nun beobachten, wie die Menschen mit diesem Schock fertig werden, und da werden wir überrascht durch die sich entfaltende Variabilität und Vielfalt in den Meinungen, Einstellungen, Taten, im Auftreten, den neu entstehenden Parteien und Zeitungen. Wenn nun so in der Vielfalt «authentischer» Menschen eine ebensolche Gesellschaft sich darzustellen beginnt, entsteht als Reflex aus der totalitären Zeit ein zweites Schockerlebnis. In vielen von uns ist noch nicht ausgelöscht, was jene Zeit prägte, nämlich, dass Meinungen einheitlich zu sein haben. Dies hat zur Folge, dass wir enttäuscht sind darüber, dass noch lange nicht alle mit den Veränderungen einverstanden sind. So streiten jetzt einzelne und Gruppen untereinander in der Absicht, den andern zum eigenen Glauben zu bekehren. Wir sind nicht gewohnt, die Meinung eines Gegners zu tolerieren; denn irgendwo im Unterbewusstsein steckt bei uns die Angst, dass, falls der andere gewinnt, er uns wieder einmal unterdrücken, ins Gefängnis bringen und ruinieren wird. Mit einfachen Worten: uns fehlt das Gefühl der Sicherheit, dass wir uns auf die politische Kultur

unseres Volkes verlassen können. Oder, anders gesagt, wir haben das Gefühl noch nicht verinnerlicht, dass jetzt jeder von uns in die Verantwortung gezogen ist. Es fällt uns schwer, uns des Alibismus aus der totalitären Zeit zu entledigen, und bei manchen kommen Gefühle der Sehnsucht nach den Pseudosicherheiten der vergangenen Zeit auf. Die Ermahnung, dass einem Betroffenen nicht gleich sein darf, was ihm zustößt, und dass, solange es ihm gleich ist, sich nie etwas zum Besseren wenden wird, erfasst den Kern der Veränderungen hier, indem sie auch die Einstellung der Menschen in der totalitären Zeit blosslegt. Es ist nun diese Welle losgebrochen, dass man auf das eigene Recht besteht, und es ist so, wie wenn es jetzt bei allen aufgehört hätte, dass ihnen die Dinge egal sind. Aber noch hat man nicht die Zeit gehabt, diese Haltung zu vertiefen, und fähig zu werden, etwas von der eigenen Bequemlichkeit im Hinblick auf die künftigen Veränderungen zu opfern. Das braucht wahrscheinlich eine längere Erfahrung mit der Freiheit. —

Alle haben jetzt natürlich ein Gefühl der Kränkung: die einen wegen dem, was sie mussten, bzw. nicht durften; die andern deswegen, weil die ersten von ihnen denken, dass *sie* das verursacht haben. In den Zeitungen ist schon erkennbar, wie die Zeit des Beweinens und Beschuldigens beginnt. Das gehört zum Prozess der Katharsis.

Es ist nicht leicht, sich in dieser Situation zu orientieren. Auf alle Fälle handelt es sich jetzt um einen Versuch, die «statistische» Norm mit der ethischen in Einklang zu bringen. Das ist keine einfache Sache, nicht einmal im Westen. Aber jetzt geht es um Demokratie. Wie kann sich der Skeptiker einen moralischen einwandfreien Poli-

tiker vorstellen, wenn er weiss, dass ein Politiker nicht umhin kann, Übles zu tun, und im besten Fall das kleinere Übel wählt. Auch in der Erneuerung werden ganz von selbst neue Karrieristen an die Spitze kommen und neue «Büffel». Viele Leute werden dadurch abgestossen, und diejenigen, die gestern an der Macht waren, nützen das tüchtig aus.

Das alles ist aber nicht wesentlich. Wesentlich ist, dass Mechanismen für die Kontrolle der Macht geschaffen werden. Denn so kann der Büffel über-

führt werden, ohne dass man dafür ins Gefängnis kommt. Wenn es gelingt, diese Mechanismen zu schaffen, und zwar so, dass sie bleiben werden, dann hat es sich gelohnt. Vielleicht ist auch mehr möglich. Viele haben Angst um das Ökonomische. Es gibt aber solche, die bereit sind, ihren Gürtel auch bis ans Lebensende eng zu schnallen, damit hier die Vernunft und etwas Freiheit regiert. Oder viel Freiheit. Nur dass dies natürlich kein politisches Programm sein kann.

*Stanislav Fila*

## Die Brentanos — eine europäische Familie

*Ein Kolloquium in der Villa Vigoni am Comersee*

Seit 1985, nachdem der letzte Spross einer deutsch-italienischen Familie seine weitläufigen Liegenschaften in Lovenno über Menaggio am Comersee testamentarisch der Bundesrepublik Deutschland vermacht hat, finden in der klassizistischen Villa Vigoni wissenschaftliche und kulturelle Begegnungen statt, die — dem Willen des Erblassers gemäss — den kulturellen Austausch zwischen Deutschland und Italien zum Ziel haben. Die Bundesrepublik ist für die Liegenschaften und den prachtvollen Park als Eigentümerin verantwortlich; an die Betriebskosten der Verwaltung und des Programms des Tageszentrums leisten die beiden Regierungen gleichmässige Beiträge. Die Veranstaltungen, die 1990 vorgesehen sind, umfassen Sitzungen der Kulturausschüsse europäischer Parlamente, ferner — und beispielshalber — Tagungen über die Erneuerung der Idee des Liberalismus im Geiste

von Benedetto Croce und Wilhelm Röpke, über Hochschulpolitik in Deutschland und in Italien, die Übersetzung des Corpus iuris civilis, die deutsch-italienische philosophische Diskussion zur Aktualität Nietzsches sowie über Probleme des deutsch-italienischen Literaturaustauschs. Insgesamt nennt das Jahresprogramm fünfzig Themen aus Politik, Wirtschaft, Bildung und Kultur.

Ende Mai fand ein Kolloquium zum Thema «Die Brentanos — eine deutsch-italienische Familie» statt (so das Jahresprogramm der Villa Vigoni, während in den Papieren der Tagungsleitung mit gutem Grund von einer «europäischen Familie» die Rede war). Unter der umsichtigen Leitung von Konrad Feilchenfeldt (München) beleuchteten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Mailand, Würzburg, Frankfurt am Main und Chicago nicht allein genealogische, wirtschaftsge-

schichtliche und kulturgeschichtliche Aspekte des Themas, sondern hoben einzelne markante Gestalten der Familiengeschichte hervor. Nicht allein der Dichter Clemens Brentano, auch der Philosoph Franz Brentano und — eine Trouvaille — der nach Amerika ausgewanderte liberale Politiker Lorenz Brentano, der lange Jahre Bürgermeister von Chicago war, wurden in ihrem Werden und Wirken gewürdigt. Dass dennoch die deutsche Romantik einen besonderen Platz im Tagungsprogramm einnahm, rechtfertigte sich durch die Möglichkeit, lebendige komparatistische Arbeit zu leisten. Wenn zum Beispiel die Schwierigkeit, Clemens Brentanos Märchen ins Italienische zu übersetzen, an Textbeispielen erläutert wurde, und andererseits die freie Verwendung der Märchensammlung von Basile durch Clemens Brentano im konkreten Vergleich aufgezeigt wurde, war das durchaus im Sinne des hochherzigen Erblässers Ignazio Vigoni und entsprach in besonderer Weise der Zweckbestimmung des Tagungsortes.

Die Brentanos haben ihre Heimat am Comersee. Von hier aus entfalteten einige von ihnen eine rege Tätigkeit als Handelsleute, zogen nach Norden, führten dort Zitronen, Südfrüchte, Spezereien ein und gelangten zu Wohlstand und Reichtum. Da die Lombardei dem Wirtschafts- und Kulturraum des Habsburgerreichs angehörte, fanden sie politisch und rechtlich vergleichbare Bedingungen. Einige erlangten für ihre Verdienste den Adelsbrief. Sie sind ein Beispiel für den Geist der Toleranz und der Offenheit, und sie haben in ihrer Familiengeschichte manche bedeutende Persönlichkeit aufzuweisen.

Dem wissenschaftlichen Symposium folgten heutige Vertreter der Familie,

die sich in der Heimat ihrer Ahnen zu den «Giornate dei Brentano sul Lago di Como» eingefunden hatten, aus London, Barcelona, Mailand, der Bundesrepublik und auch aus der Schweiz. Gemeinsam wurde ein Programmpunkt konzipiert: Der Vortrag (in italienischer Sprache) von *Werner Ross* (München) zum Thema «Padre italiano — madre tedesca. Clemens e Bettina Brentano» fand als öffentliche Veranstaltung in der Villa Gallia in Como statt. Junge Künstler aus Barcelona und München trugen weniger bekannte zeitgenössische und spätere Vertonungen von Brentano-Liedern im stilvollen Rahmen des «Salone» der Villa Vigoni vor, und schliesslich erfreuten Konrad Feilchenfeldt und *Hans Magnus Enzensberger* das Auditorium durch eine literaturgeschichtliche Mystifikation, die darin bestand, dass der eine einen bisher unbekanntem Brief Clemens Brentanos an Savigny verlas, in welchem sich der Dichter über den Herausgeber von Briefen und Dokumenten, das «Teufelsweib» Auguste Bussmann betreffend,<sup>1</sup> in ebenso heftigen wie wehleidigen Worten beklagt, während der andere im Namen eben dieses inkriminierten Herausgebers ebenfalls an Savigny eine wohlformulierte Rechtfertigung vortrug.

Die Brentano-Forscher nutzten die Gelegenheit des Kontaktes mit den von *Giorgio Brentano* (Mailand) zusammengerufenen Mitgliedern des weitverzweigten Geschlechts, um auf die Notwendigkeit hinzuweisen, in Privatbesitz befindliche Dokumente, vor allem Handschriften, der Wissenschaft zur Verfügung zu halten. Die Franz-Brentano-Forschung hat an der Universität Würzburg ein Zentrum, und das Freie Deutsche Hochstift in Frankfurt am Main nimmt sich seit langem der

Bearbeitung von Dokumenten zur Geschichte von Clemens Brentano und seinen Geschwistern an. Beide Institute sind auch für sachkundige Beratung bestens ausgewiesen.

*Anton Krättli*

<sup>1</sup> Requiem für eine romantische Frau. Die Geschichte von Auguste Busmann und Clemens Brentano, nach gedruckten und ungedruckten Quellen überliefert von Hans Magnus Enzensberger. Friedenauer Presse, Berlin 1988.

## Bushs vorsichtige Politik

George Bush findet sich am Anfang seiner Amtszeit als Präsident der Vereinigten Staaten an einem Wendepunkt der Geschichte. Zweihundert Jahre nach dem Ausbruch der Französischen Revolution ist im östlichen Teil Europas eine Umwälzung in Gang gekommen, die selbst Völker in Asien, Afrika und Mittelamerika mit sich reisst. Nicht Bush persönlich hat diese Wandlung ausgelöst. Sie ist zu einem wesentlichen Teil Folge des Beharrungsvermögens der Vereinigten Staaten und ihrer Verbündeten gegenüber dem während Jahrzehnten andauernden sowjetischen Druck. Sie ist ebenso die Folge des Versagens des sozialistischen Systems, so wie es von Lenin und Stalin und ihren Nachfolgern entwickelt, den osteuropäischen Völkern aufgezwungen und in manchen Drittweltländern kopiert worden ist. Der Drang nach Freiheit auf der Basis der Demokratie und der Marktwirtschaft setzt sich durch.

### Gorbatschows Schiff ohne Anker

Bush und die amerikanische Regierung übten im Anblick dieser Vorgänge Zurückhaltung. «*Bush is sometimes so careful that he gives prudence a bad name*», meint ein Beobachter. Diese

Tendenz zeigte sich bei Gorbatschows Besuch in Washington vom 31. Mai bis 5. Juni. Gorbatschow erschien, obwohl er die Stärke der Sowjetunion mehrmals betonte, in der schwächsten Position, die je ein Sowjetführer innehatte, seit Lenin am 3. März 1918 den Vertrag von Brest-Litowsk abschliessen musste. Doch Bush versprach öffentlich, diese Schwäche nicht auszunutzen. Gorbatschow selbst gab vor Kongressmitgliedern zu: «*Unser Schiff hat den Anker verloren, und wir sind alle ein wenig seekrank.*»

### Konzessionen an geschwächten Gegner

Faszinierend bleibt der Eindruck, wie Gorbatschow seine Position der Schwäche in Verhandlungen ausnützt. Wie ein Schuldner dem Gläubiger mit seinem Konkurs droht, um neue Kredite zu erhalten, so liess der sowjetische Präsident durch hohe Mitarbeiter wie Schewardnadse und Marschall Achromejew die Gefahr von einem Chaos oder wenigstens von Unstabilität in Moskau mit der Möglichkeit einer Machtergreifung durch Extremisten ausmalen, aber nur gerade so viel, dass Gorbatschows Autorität nicht wirklich



in Frage gestellt wurde. Achromejew verneinte, dass die Armee sich zu einem Bonapartismus verleiten lassen könnte. Zahlreiche Sowjetexperten versichern, ein Bonapartismus liege nicht in der russischen Tradition. Er entsprach allerdings auch nicht der französischen Tradition bis zum 18 Brumaire.

### Alte Spannungsfelder

Die Ereignisse von Gorbatschows Gesprächen mit Bush stellen nur einige Mosaiksteinchen im weltpolitischen Bild dar. Die Chance, alle Konflikte des «Kalten Krieges» beizulegen, ist nicht ausgenützt worden. Nach den Verhandlungen Bakers mit Schewardnadse vom 13. Februar in Ottawa schienen grosse Schritte vorwärts möglich. Dann schaltete Gorbatschow den Rückwärtsgang ein. Trotz beträchtlicher Konzessionen der Amerikaner bleiben wichtige Spannungsfelder bestehen. Baker kam von seinen Verhandlungen in Moskau vom 18. und 19. Mai ohne Einigung über Deutschland, über die konventionellen Waffen in Europa und über Litauen zurück. Die vor dreieinhalb Jahren — also noch unter Reagan — beschlossene Reduktion der Interkontinentalwaffen um 50 Prozent ist noch nicht erreicht; sie bleibt ein Ziel. Eine Modernisierung der schweren Nuklearwaffen bleibt erlaubt. Der sowjetische Backfire-Bomber wird nicht als Interkontinentalwaffe gezählt, wie das die Amerikaner seit Jahr und Tag gefordert hatten.

### Washington wieder im Mittelpunkt

Mit Gorbatschows Besuch ist das eigenartige Gefühl der Depression verschwunden, das sich bei der politischen

Klasse innerhalb des Beltway, der die Bundeshauptstadt umgebenden Autobahn, verbreitet hat, weil diese nicht mehr immer Mittelpunkt des Weltgeschehens steht, bei wichtigen Entscheidungen in Europa nicht mithandelt. Bei der Entsowjetisierung des östlichen Mitteleuropa hat Washington viel weniger gehandelt als etwa bei dem Zurückbinden des kommunistischen Einflusses in der Dritten Welt (Afghanistan, Moçambique, Angola, Nicaragua, El Salvador).

Umgekehrt nimmt der Einsatz für die Menschen- und Bürgerrechte mit zunehmender Distanz ab. Die Öffentlichkeit kümmert sich um die Baltischen Länder. Sie betrachtet mit einiger Distanziertheit die Massaker in Georgien, Armenien und Aserbaidschan, und Duschanbe verschwindet in der Ferne. Burma und China haben ihre Bewegungen zur Demokratie brutal 1988 und 1989 niedergeschlagen, ohne sie jedoch aus der Welt verdrängen zu können.

### Streit über China

Über China hat sich ein Zwist zwischen einem Teil des Kongresses — Demokraten und Rechtsrepublikanern — und der Regierung Bush entsponnen. Bush betrachtet sich nach seiner Tätigkeit als De-facto-Botschafter (Chef des Liaisonbüros) in Peking als Chinaspezialist. Er hat China die Meistbegünstigung im Handel erneuert mit der Begründung, die Türe nach dem Reich der Mitte müsse offengehalten werden, und der Handel begünstige einerseits dort die demokratischen Kräfte, während er amerikanischen Bauern und Fabrikanten Nutzen bringe. In Wirklichkeit will Bush die

China-Karte — die Quasi-Allianz nach James Schlesingers Formulierung — im weltpolitischen Kräftespiel nicht aus der Hand geben. Er bezeichnet seinen Kurs als realistisch. Die Moralisten im Kongress dagegen verlangen Sanktionen gegen China. Henry Kissinger hat ihnen zugerufen: *«Die Chinesen haben es fertiggebracht, sich während viertausend Jahren selber zu regieren ohne sichtbare Unterstützung durch die Vereinigten Staaten.»* Bush meint: *«Isolation ist schlecht, wirtschaftliche Beziehungen sind gut.»*

Warum, so fragen einzelne Politiker, erhält China die Meistbegünstigung, während sie der Sowjetunion und Kuba (und einem Bäckerdutzend anderer Staaten) vorenthalten wird? China hat seine Auswanderungsbestimmungen gelockert. Deng Xiaoping hatte den ihn in dieser Angelegenheit bedrängenden Jimmy Carter zynisch gefragt, ob er bereit wäre, zehn Millionen Chinesen aufzunehmen, die er gerne ausreisen lassen würde.

### Die Jackson-Vanik-Bremse

Gegenüber den Sowjetunion ist die Regierung Bush durch das Jackson-Vanik-Amendment von 1974 gebunden, welches die Meistbegünstigung von einer Aufhebung der Ausreiseperrre vor allem gegen Juden, aber auch gegen Armenier und andere Bürger der Sowjetunion abhängig macht. Eine Vorlage über die Erleichterung der Emigration hätte am 31. Mai vom Sowjetparlament verabschiedet werden sollen. Sie wurde im letzten Moment zurückgezogen. Beobachter, die den Fehler immer bei den Vereinigten Staaten suchen, glauben, dieser Rückzug sei erfolgt, weil der Kongress in Wa-

shington die Meistbegünstigung nicht gewähren würde, solange Gorbatschow Litauen im Würgegriff hält. Andere Informanten nehmen an, Gorbatschow habe dem Druck der Araber nachgegeben, welchen die Auswanderung von Zehntausenden von Juden nach Israel ein Dorn im Auge ist. Bush hatte in Malta die Institutionalisierung der neuen Emigrationsbestimmungen verlangt. Diese ist nicht erfolgt — also vorläufig keine Meistbegünstigung im Handel.

Bush hat einige aussenpolitische Erfolge errungen, über deren Dauerhaftigkeit noch keine Klarheit besteht. Er hat die drohende Spaltung der NATO bis jetzt überwunden, und das Interesse der Europäer an der Erhaltung des atlantischen Bündnisses scheint noch nicht verklungen zu sein. In Mittelamerika hat die Invasion von Panama zu einer Beruhigung geführt. In Nicaragua hat eine weitere Berufswitwe überraschend den Sieg errungen. Beträchtliche Kräfte im Kongress möchten dagegen El Salvador abkuppeln. Im Mittleren Osten drängt Bush auf eine Konferenz mit Israeli und Arabern, doch ist er damit nicht vom Fleck gekommen.

### «The vision thing»

Bush verfügt über eine solide Technikerequipe für die Aussenpolitik: Baker, Cheney, Scowcroft und Sununu. Aber diese Techniker sind keine Erfinder. Bush hält nicht viel von dem, was er das «vision thing» nannte. Elliott Abrams, der Leiter der Lateinamerikapolitik unter Reagan, wirft Bush vor, er führe die Aussenpolitik als ob es ein Fehler wäre, eine Politik zu haben. John Newhouse bemerkt (in einem langen

Artikel in «*The New Yorker*» vom 7. Mai 1990): «*Bush hat kein Interesse an konzeptionellem Denken, und Baker denkt, wie er selber sagt, nicht konzeptionell.*» Newhouse zitiert einen namenlosen, hohen Beamten: «*Weder Bush noch Baker lesen Geschichte.*» Anders Harry Truman, der seine geringe Schulbildung durch eingehende Lektüre, vor allem der Geschichte früherer Präsidenten, ergänzte und Mitarbeiter wie George Marshall und Dean Acheson heranzog, die in weltpolitischen Zusammenhängen zu denken vermochten. Bush und Baker dagegen sind Pragmatiker, die sich wie gute Rechtsanwälte auf den Einzelfall konzentrieren.

Diese Tendenz ist bei Baker besonders ausgeprägt. Das ruft die von Harold Nicolson (*The Evolution of Diplomacy*) zitierte Bemerkung von François de Callières in Erinnerung: «*Im allgemeinen schafft die Ausbildung eines Juristen Gewohnheiten und Geisteshaltungen, welche für die Ausübung der Diplomatie nicht günstig sind.*» Nicolson fügt hinzu: «*Wenige Personen, welche Erfahrungen mit Rechtsanwälten hatten, werden die Richtigkeit dieser Behauptung verneinen.*» Von den nicht seltenen Ausnahmen sei hier nur Dean Acheson erwähnt.

### Freude am Regieren

Das endgültige Urteil über Bushs Politik muss naturgemäss bis zum Ende seiner Amtszeit warten. Seine Chancen sind nach wie vor ungeheuer, aber ob er sie auszunutzen vermögen wird, bleibt ungewiss. Bush hat bisher Glück gehabt mit seinen Gegnern, so verkündet Pat Buchanan, Kolumnist und einstiger Mitarbeiter Nixons und Reagans im

Weissen Haus, der sich zum Neoisolationisten durchgemausert hat.

Bush zeigt, wie Reagan, Freude am Regieren, das er nicht, wie Carter, als von Gott auferlegte Bürde empfindet. Deshalb lässt er von Zeit zu Zeit deutlich werden, dass er die Zügel führt. Am Anfang seiner Regierungszeit war von der Möglichkeit gesprochen worden, dass sein alter Freund, Staatssekretär Baker, ein Shogunat errichten könnte und Bush auf den Zeremonialposten des Staatsoberhauptes verdrängen würde. Das ist nicht eingetreten. Baker aber ist es immerhin gelungen, die andern Ministerien im Zügel zu halten, dass sie ihm nicht in die Aussenpolitik hineinfuschen. Ähnliches war nur Couve de Murville gelungen, und zwar über einen relativ kurzen Zeitraum. Verteidigungsminister Cheney hält sich vorbildlich zurück, obwohl er mit seinem *ceterum censeo* verkündet, dass der Perestroika kein Erfolg beschieden sei, was für den Initiator dieser Restrukturierung üble Folgen haben könnte.

### Neo-Isolationismus am Rande

Bush wird sich mit dem Phänomen auseinandersetzen müssen, dass mit abnehmender aussenpolitischer Spannung die Bürgerschaft sich nach innen wendet. Kinderkrippen werden so wichtig wie die Strategische Verteidigungsinitiative. Am linken Flügel des politischen Spektrums sind ohnehin viele jeder weltpolitischen Rolle der Vereinigten Staaten abgeneigt. Aber auch auf dem rechten Flügel würden manche am liebsten der Welt zurufen: Hau ab! (*World, get lost!*). Die *Think tanks*, Studiengruppen, welche den intellektuellen und ideologischen Unterbau für Reagans Siege lieferten,

müssen um jeden Cent betteln, während früher Geld in Fülle zur Verfügung stand. Ein konservatives Gremium plädiert für die Aufhebung von «Radio Free Europe». Pat Buchanan fordert den Abzug der amerikanischen Truppen aus Europa und den Philippinen und andern überseeischen Gebieten.

Die Neo-Isolationisten beider Richtungen bilden eine Minderheit. Sie finden jedoch einen Widerhall für ihre Ideen in einer breiteren Bevölkerungsschicht, die sich der weiteren Welt entfremdet, vielleicht nicht zuletzt, weil sie in den Schulen kaum mehr etwas darüber gelernt hat. Die Länder des östlichen Mitteleuropa werden oft wie unterentwickelte Gebiete der Dritten Welt betrachtet, denen man Berater für Politik, für Sprachunterricht, für Landwirtschaft und anderes mehr schicken muss. Eine grosse Gesellschaft tut in ihrer Fernsehpropaganda, als hätte sie Ungarn gestern die Elektrizität gebracht. Die Schulbildung in manchen Ländern — man denke an die DDR, die Tschechoslowakei, Ungarn — kann sich durchaus mit der amerikanischen messen; die Zahl der Analphabeten ist in Zentraleuropa geringer.

Wer die grossen politischen Zeitungen liest, könnte fürchten, dass eine Katastrophe über den östlichen Teil Europas hereinbreche — der Kapitalismus. Fabrikschliessungen drohen, Preise steigen, Versorgungsmängel drücken schwerer, das soziale Sicherheitsnetz wird abgebaut, ja selbst die Luftverschmutzung werde sich verschlimmern. Wo sind die Vorteile des neuen Systems? Selten wird der Verdacht geäussert, dass die Völker von Moskau bis Managua nicht bloss für einen vollen Bauch demonstrieren und stimmen, sondern für die Freiheit. Die-

sen Strömungen muss die Regierung entgegenwirken, ohne ihnen durch öffentliche Kritik einen Resonanzboden zu verleihen.

### Wo ist George?

Am Parteikonvent der Demokraten 1988 hatte Ted Kennedy die rhetorische Frage im Refrain wiederholt: Wo war George? Einige Monate später stand Bush am Wahltag als grosser Sieger da. Heute scheint er allgegenwärtig. Kaum ein Tag vergeht, ohne dass er in der Öffentlichkeit spricht, vom Weissen Haus aus, an einer Universität, an irgendeiner Versammlung oder in einem Verein. Überraschend ist, dass er sich noch nicht abgenützt hat. Die Fernsehkameras sind ihm dauernd auf den Fersen. Seine Popularität ist erstaunlich hoch. Sie übertrifft nach den Meinungsumfragen selbst diejenige Ronald Reagans.

Bush hat zwar das Pensionsalter überschritten. Aber er rennt von Anlass zu Anlass wie ein hyperkinetischer Politiker. An den Freitagen betreibt er bis zu fünf oder sechs Sportarten, Hufeisenwerfen, Tennis, Schwimmen, Motorbootfahren, Jogging, Golf. Er beschimpft die Journalisten als Faulpelze, die am frühen Morgen darauf verzichten, mit ihm zum Jogging auszurücken. Er führt unzählige Telefongespräche mit Regierungschefs und Staatsoberhäuptern. Er schweigt sich darüber aus, und auch seine Gesprächspartner haben bis jetzt wenig durchsickern lassen. Die Öffentlichkeit weiss nicht, ob sie sich etwas Wichtiges zu sagen hatten, oder ob alles nur Schall und Rauch war. Bush wahrt zusammen mit seiner Regierungsequipe die Staatsgeheimnisse besser als seine Vorgänger,

obwohl er unablässig über diese Themen spricht.

### Ein populärer Präsident

Bush versucht, einen hohen moralischen Standard im Weissen Haus aufrechtzuerhalten. Billy Graham verkündete in einem Interview für *«Time»* (28. Mai), Bush sei ein zweimal geborener Christ. *«Er sagt geradeheraus, dass er Christus als seinen Erlöser akzeptiert hat und dass er jeden Tag in der Bibel liest. Er hat den höchsten moralischen Massstab von fast allen Leuten, die ich kenne.»* Sowohl Ronald Reagan wie Jimmy Carter sind wiedergeborene Christen. Billy Graham hat sie — und mehrere andere Präsidenten vor ihnen — persönlich gekannt. Das Bekenntnis zum Glauben ist ernstzunehmen; die Religion ist in den Vereinigten Staaten eine wichtige motivgebende Kraft.

Die Exekutive ist im amerikanischen Regierungssystem stark, besonders wenn ein populärer Präsident an ihrer Spitze steht. Aber sie ist trotzdem immer gefährdet; denn sie ringt ständig mit dem Kongress. Harry Truman und Lyndon Johnson mussten auf eine weitere Amtsdauer verzichten, Ford und Carter wurden nach vier Jahren geschlagen, Richard Nixon nach einem eklatanten Wahlsieg gestürzt, John F. Kennedy ermordet (wofür niemand den Kongress verantwortlich macht). Nur Eisenhower und Reagan haben sich in der Nachkriegszeit über die Runden gerettet.

### Präsidentensturz als Nationalsport?

Bush droht Gefahr von der Untersuchung über die Iran-Contra-Affäre.

Der Sonderstaatsanwalt Lawrence E. Walsh hat eine neue Grand Jury (Anklagebehörde) einberufen, um seine Untersuchungen weiterzuführen, die offenkundig auf Ronald Reagan und George Bush abzielen. Einige Journalisten, diesmal vor allem in der *«New York Times»*, befürworten dieses Vorgehen, während etwa Henry Kissinger davor warnt, den Präsidentensturz zum Nationalsport zu machen.

Zwei Autoren, Benjamin Ginsberg und Martin Shefter, betiteln in einem Buch die juristisch-politischen Untersuchungen als *«Politics by Other Means»*. Die Justiz wird nach ihrer Darstellung vorgeschickt, um politische Wandlungen zu vollziehen, welche die Volksvertretungen nicht durchzusetzen vermögen. Ihr Mittel sei das R. I. P., was nicht für *«requiescat in pace»* steht, sondern für *«Revelation, Investigation, Prosecution»*. Bezeichnend ist, dass keiner der Angeklagten in der Iran-Contra-Affäre wegen des Waffenhandels und der Abzweigung von Geldern für die antisandinistische Guerilleros verurteilt worden ist, sondern dass sie wegen mangelnder Wahrhaftigkeit gegenüber dem Kongress, Vergehen gegen das Steuerrecht und ähnlichen Delikten für schuldig erklärt worden sind.

### Suche nach Konsens

Bei manchen Zusammenstößen zwischen Exekutive und Legislative kann die Frage aufgeworfen werden, ob sich das amerikanische System der Checks and Balances für eine Konsenspolitik eigne. James Monroe hatte sie zur Perfektion entwickelt; aber das ist lange her. Bush versucht ebenfalls, eine überparteiliche Politik zu führen. In vielen Fällen ist ihm das gelungen, sogar in der

Politik gegenüber Nicaragua. In andern Fällen hat er den Kongress mit seinem Veto gezügelt; bis Mitte Juni ist noch keines überstimmt worden. Oft hat die Regierung gegenüber dem Kongress nachgegeben oder diesem wenigstens Versprechungen gemacht, so etwa bei der Civil Rights Act von 1990, den Beratungen über das Budgetdefizit, den Gesetzen über die saubere Luft, die Kinderfürsorge (Kinderkrippen), die Finanzierung der Forschung und die Pflege von AIDS-Kranken und bei anderen Vorlagen, die den Präsidenten beschäftigen, auch wenn er sich lieber der Aussenpolitik zuwenden möchte.

### **Bush macht wenig Fehler**

Richard Nixon, von dem niemand bestreitet, dass er einer der besten Kenner der amerikanischen Politik ist, lehnt die Charakterisierung von Bushs Karriere, als die eines Mannes ab, der nie Fussspuren hinterlassen hat. Nixon meint, Bush habe auch nie Fehler gemacht; er sei nicht anfällig für Fehler (*he is not mistake prone*). Ausserdem seien die Demokraten im Kongress schwächer als je seit fünfzig Jahren. Nixon meint damit nicht das zahlenmässige Verhältnis zwischen Demokraten und Republikanern im Kongress, wo die Demokraten in beiden Häusern über beträchtliche Mehrheiten verfügen, sondern ihre Durchschlagskraft.

Auf jeden Fall ist der Ton freundlicher geworden, seit «Tip» O'Neill den Vorsitz im Repräsentantenhaus aufgegeben hat, sein Nachfolger Jim Wright gestürzt worden ist und gleich auch noch den stellvertretenden Fraktionschef Coelho mitgerissen hat. Dieser grösste Skandal in der Geschichte des Kongresses wird von den Massenmedien unter den Tisch gewischt.

Dieser Skandal sowie die Verweigerung des Senats, die Ernennung von John Tower zum Verteidigungsminister gutzuheissen, hatten einen wesentlichen Teil des ersten Amtsjahres von Bush in Beschlag genommen. Ein einflussreiches Mitglied des Repräsentantenhauses, Henry Hyde, glaubte damals, den Ausbruch einer «Ethics-Epidemie» zu erkennen. Zwei weitere Fiaskos des Kongresses kennzeichneten die gleiche Periode: Die Debatte über die Gehaltserhöhungen für die Kongressmitglieder, Richter und hohen Beamten sowie der Widerruf des Gesetzes über die Unterstützung bei katastrophalen Krankheiten. Aber selbst das Herannahen der alle zwei Jahre durchgeführten Kongresswahlen hat die alten Animositäten zwischen Legislative und Exekutive noch nicht wiederaufleben lassen.

### **Stille vor der nächsten Präsidentenwahl**

In früheren Jahren hatten sich zweieinhalb Jahre vor der Präsidentenwahl schon Bewerber zum Wort gemeldet. Bis jetzt herrscht vollkommene Funkstille. Bush ist so populär — nach Meinungsumfragen stimmen ihm jeweils über siebzig Prozent der Befragten zu —, dass es sich jeder Politiker zweimal überlegt, ob er gegen den Präsidenten antreten will. Auf der republikanischen Seite wäre das ohnehin ein aussichtsloses Unterfangen. Die Demokraten dagegen werden auf jeden Fall Bush den Sitz im Weissen Haus streitig machen. Die wichtigsten Anwärter auf den Posten müssen sich 1990 im November zur Wiederwahl stellen, und das bremst ihren Ehrgeiz: «*They must walk, before they can run.*» Mario

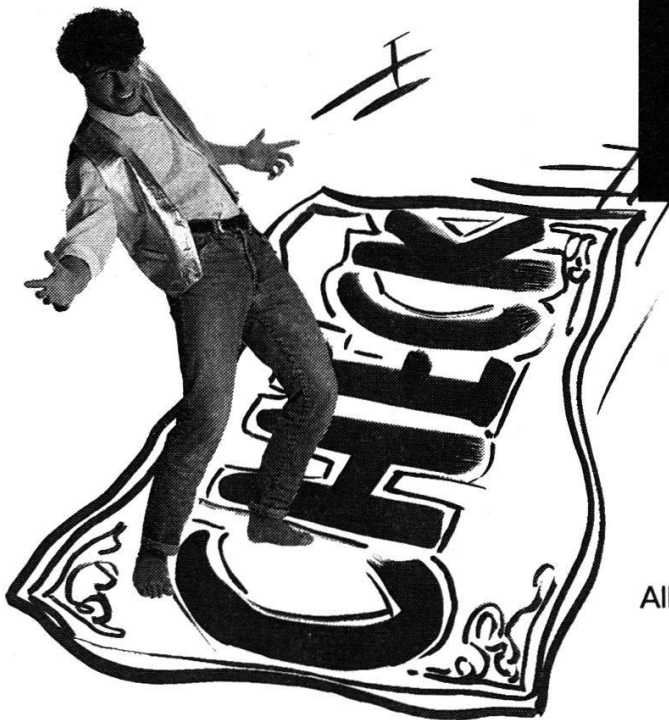
Cuomo will sich als Gouverneur von New York bestätigen lassen, die Senatoren Bradley, Nunn und Gore sowie die Repräsentantin Schroeder kämpfen um ihre Sitze im Kongress. Keiner von ihnen scheint gefährdet.

In den beiden letzten Kongresswahlen sind 98 Prozent (1986) und 98,3 Prozent (1988) derjenigen wiedergewählt worden, die sich um die Bestätigung bewarben. Nur sechs von 409 Repräsentanten wurden vor zwei Jahren geschlagen, fünf davon wegen Affären verschiedener Art. Aber weitere 26 hatten von vorneherein auf ihr Amt verzichtet. Die Demokraten halten — mit kurzen Unterbrechungen — die Mehrheit im Repräsentantenhaus seit 1932. Reformbestrebungen machen sich gel-

tend, um Sesselkleber aus dem Capitol zu entfernen. Auf absehbare Zeit wird der Dualismus zwischen Exekutive und Legislative nicht überwunden werden.

Nach ihren Wahlniederlagen haben Carter, Mondale und Dukakis die Demokraten ohne Programm zurückgelassen. Der fragmentierte Kongress scheint nicht der gegebene Ort, um ein zügiges Programm auszuarbeiten. Auf der Demokratischen Partei lastet ferner die schwere Hypothek der permanenten Bewerbung von Jesse Jackson für das Präsidentenamt. Nec tecum nec sine te vivere possum: Mit Jackson als Kandidaten können die Demokraten nicht gewinnen; ohne seine Mitwirkung verlieren sie ebenfalls.

*Hans E. Tütsch*



**Reagiert  
Ihre Versicherung  
so prompt wie Sie  
es erwarten ?**

**Altstadt**  
VERSICHERUNGEN

**Hauptsitz**

Albisriederstrasse 164, 8040 Zürich  
Telefon 01-492 70 40  
Telefax 01-492 77 05